



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Iwan Gontscharow.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Iwan Gontscharow.



uch unsre Übersetzungen haben ihre Moden. Vor kurzem war noch der Büchermarkt mit Übersetzungen aus dem Norwegischen überschwemmt, die Dichtungen Björnsons hatten diese Mode inauguriert. Jetzt sind die Russen an der Reihe, und da lenkte zuerst Turgenjew die Aufmerksamkeit der Welt auf sich. Beide male konnte man mit der Thätigkeit der Übersetzer einverstanden sein. Es ist das große Verdienst bedeutender Dichter, daß sie die Grenzen der Nationalität durchbrechen und durch ihre hohe Kunst die Völker einander nähern. Nichts ist dazu mehr geeignet als die Poesie, welche unter allen äußern Hüllen und Formen der verschiednen Zeiten und Kulturen immer und überall die reine menschliche Natur sucht. Die großen Dichter durchbrechen die Schranken der Vorurteile und offenbaren die Einheit der Menschheit. Indem sie aber ein Interesse für ihr uns bisher fremdes Volk erwecken, schaffen sie auch ihren andern literarischen Zeitgenossen Bahn, die Sterne zweiter Größe werden auch übersetzt, wir interessieren uns wie dort für die Kielland, die Elster, die Ibsen, so hier für die Dostojewsky, die Tolstoi, die Gontscharow. Mehr noch: sie beeinflussen unsre eigne Produktion, und dieser Invasion kann man nicht immer froh zuschauen. Wenn ein so gesundes und uns stammverwandtes dichterisches Naturell, wie das eines Björnson, nachgeahmt wird, so wird man keine Einwendungen dagegen erheben. Wir würden uns zu einem so poesiedurchtränkten Realismus, der es wagen darf, Probleme der unmittelbarsten Gegenwart darzustellen und auf die Mitwirkung der idealisirenden Ferne der Zeit und Geschichte im Vollbewußtsein der eignen dichterischen Kraft zu verzichten, nur Glück wünschen. Wenn aber ein Turgenjew, wie es leider geschieht, nachgeahmt wird, wobei das Unnachahmbare: die einzig dastehende Meisterschaft, in der Form natürlich ausbleibt, dafür aber der trostlose Pessimismus, die gebrochenen, gallertartigen Charaktere zu grassiren beginnen, so ist dieser Einfluß der Übersetzungen auf unsre Literatur schon minder erfreulich. Die russischen Dichter der neuesten Zeit sind — mit etwaiger Ausnahme Tolstois, der auch der gesündeste ist — samt und sonders Satiriker. Die Satire aber merkt doch nur das eigne Volk, weil es sich von ihr getroffen fühlt, der uneingeweihte Ausländer hält sich einfach an die poetische Seite. Was in des Dichters Heimat mit dem Gefühl der reformatorischen Tendenz gelesen wird und also seine Ergänzung zum Bewußtsein der Gesundheit erfährt, das wird bei uns ohne diese Korrektur gelesen; denn man vergesse nicht, daß Novellen und Romane nicht zum Studium eines Nationalcharakters, sondern zunächst zur Unterhaltung gelesen werden. Je mehr

nationalen und je weniger poetischen Gehalt ein russisches Werk hat, umso geringeres Glück wird es in deutscher Übersetzung machen. Um das spezifisch Russische zu würdigen und zu verstehen genügt nicht mehr — für das große Publikum — die Übertragung belletristischer Werke, hier tritt der Essayist, der Literatur- und Kulturhistoriker in seine natürlichen Rechte, seine Sache ist es, das Bedürfnis nach Wissen zu befriedigen. Und hier ist auch die Grenze, welche der Übersetzungsliteratur von der Natur der Dinge gestellt ist.

Iwan Gontscharow und ganz besonders sein nunmehr auch deutsch vorliegender Roman *Dblomow**) scheint uns hart an dieser Grenze zu stehen. Er ist ohne Zweifel ein wahrhaft dichterischer Autor, aber er bleibt in sehr vielen Beziehungen hinter den bedeutenden russischen Dichtern zurück, die wir bisher kennen gelernt haben. Ist Turgenjew Meister in der Skizze, in der Kunst, mit wenigen Strichen Charaktere hinzustellen, und ist es gerade seine geniale Kürze, welche, obendrein in lyrisch kräftige Stimmung getaucht, die immer neue Darstellung der Kraftlosigkeit erträglich macht, so ist Gontscharow von einer Unständigkeit und Breite in der Schilderung, von einer Peinlichkeit im belanglosen Detail, die umso unerträglicher wird, als sie die Faulheit, die Thatlosigkeit selbst zum Gegenstande hat. Ist Dostojewsky erfindungsreich, liebt er Abenteuer und Verwicklungen, die atemlos festhalten, ist er reich an Ideen der verschiedensten Gedankenkreise, religiöser, sozialer, politischer Art, so ist Gontscharow arm in der Handlung, hält, seinem Kunstprinzip gemäß, fest an der Stange und bewegt sich die ganze Geschichte hindurch immer in demselben Kreise. Und mit der lebenswürdigen Schwärmerei Tolstois, dessen sonnige Phantasie ein verlorenes Paradies, Natur genannt, wieder sucht, hält der Satiriker und der sein Volk streng zur Arbeit mahnende Gontscharow ebensowenig den Vergleich aus.

Auch ein zweites seiner wenigen Werke liegt in deutscher Übersetzung vor: *Eine alltägliche Geschichte***), und da sehen wir, daß sich auch seine Phantasie immer in demselben Kreise von Charakteren und in demselben poetischen Kontraste bewegt: dem Gegensatz zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen dem bewegten, anspruchsvollen Leben der Großstadt Petersburg und dem Leben der im alten, trägen Geleise dahinvegetirenden Provinz, zwischen modernem Realismus und überlebter romantischer Schwärmerei, zwischen Thatkraft und Schwäche, Lebenslust und Weltchmerz. Dabei steht die Sympathie des Dichters auf Seiten der Modernen. So merkwürdig auch seine künstlerische Objektivität ist, seine Tendenz ist, zu zeigen, daß die alte Zeit unterzugehen verdient, daß sie

*) *Dblomow*. Roman von I. A. Gontscharow. Aus dem Russischen von Gustav Reuchel. Mit einem Vorworte von Eugen Zabel. Zwei Teile in einem Bande. Berlin, Deubner, 1885. [Wimmelt von Druckfehlern und stilistischen Nachlässigkeiten.]

**) *Eine alltägliche Geschichte*. Roman von Iwan Gontscharow. Aus dem Russischen [ganz vortrefflich] übersetzt von Helene von Eye. Mit einer Einleitung von Wilhelm Henckel. Stuttgart, Kollektion Spemann.

keinerlei Lebensfähigkeit mehr besitzt. Kaum weint er ihr eine Thräne nach, nur gering ist der poetische Schimmer, mit dem er sie umgiebt. Die „Alltägliche Geschichte“ ist (1847) vor „Dblomow“ (1854) geschrieben, und obgleich der letztere in Rußland, wie uns vielfach versichert wird, eine sprichwörtliche Berühmtheit erlangt hat, scheint uns das ältere Werk wertvoller zu sein. Sie stehen in dem innigsten Zusammenhange miteinander, es sind dieselben Typen und Zustände in beiden geschildert. Aber das erste Werk ist wegen seines größern Reichthums an Handlung und Gestalten interessanter als das zweite. Es ist auch nicht so trostlos wie dieses, denn in der „Alltäglichen Geschichte“ schlägt der Dichter noch eine Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart, der Held rafft sich schließlich auf, und sehr poetisch tritt ein drittes Lebensideal, ein höheres als die zwei kontrastirenden, am Schlusse der Dichtung auf. Im „Dblomow“ wird mit einer allerdings genialen Psychologie nichts als der Marasmus der alten Zeit bewiesen, der Held geht jämmerlich unter, der Bruch zwischen dem modernen Russen und dem Altrussen ist unveröhnlich, ja nicht einmal ein Russe, sondern ein halber Deutscher wird als der lebensfähige Mensch hingestellt. Zabel verweist uns deutsche Leser in der Einleitung zu „Dblomow“ auf diese für uns so schmeichelhafte Gestalt, welche Gontschanows Werthschätzung unsrer Nationalität in einem Grade, wie kein anderer russischer Dichter sie befundet, offenbare. Ich denke, es kommt uns auf solche Komplimente nicht gerade an, und objektiv wie wir sind, finden wir es sehr wenig erbaulich, wenn ein Dichter seinem Volke die Fähigkeit zu leben absprechen muß. Auch dieses Sichselbstzüchtigen mit dem Hinweis auf das weit vorgeschrittene Rußland ist übrigens eine echt russische Eigenschaft, die Turgenjew vielfach ironisirte, und wir können vom nationalen Standpunkte es nur begreiflich finden, wenn eine Strömung in Rußland Raum gewonnen hat, die sich auf die Fortbildung der eignen nationalen und historischen Individualität richtet.

„Eine alltägliche Geschichte“ könnte ganz wohl als ein Bildungsroman bezeichnet werden, obgleich diese idealistische Kategorie in scheinbarem Widerspruche zu der satirischen Tendenz des Werkes steht. Es schildert die Entwicklung eines schwärmerischen, unklaren Jünglings zu einem praktischen, nur allzu praktisch das Leben erfassenden Manne. Alexander Mdujew ist der Sohn einer mäßig reichen Gutsbesitzerin der Provinz. Er ist zwanzig Jahre alt geworden und hat das Bedürfnis, die Welt und die Menschen, „das Leben“ kennen zu lernen. Er fühlt unklar, daß die Lebensweise auf dem ererbten Gute, unter dem überzärtlichen Schutze der Mutter, die rechte nicht sein könne. Die mütterliche Sorgfalt geht ins Kindische. Wenn Alexander schläft, so muß sich das ganze Hausgesinde mäuschenstill verhalten; er kommt nicht zur geringsten Arbeit; ein Kammerdiener steht ihm von frühesten Jugend auf faulenzend zur Seite; der tägliche Küchenzettel — eine Staatsaktion — wird nur mit Rücksicht auf ihn zusammengestellt. Und das ganze Leben ist auf diesen Fuß träger Leibespflge

gestellt. Das Gefinde ist faul, die Herrschaft ist faul, und schlaue Schmarotzer nisten sich ein. Die Abreise Alexanders verursacht fieberhafte Aufregung in der ganzen Umgebung. Das Einpacken von Wäsche und Kleidern ist keine Kleinigkeit. Das junge Bräutchen, das ihm schon zugebacht ist, zerfließt in Thränen, ein Freund kommt 160 Werst einhergejagt, um ihm noch ein gerührtes Lebewohl zu sagen. Und erst die Mutter — sie kommt aus den Thränen nicht heraus. Ihr ist der Drang Alexanders unbegreiflich. Sie fügt sich ihm nur, weil sie überhaupt ihm alles zu willen thut, und ein kleiner Trost ist ihr, daß in Petersburg ein Onkel lebt, der freilich siebenzehn Jahre schon nichts mehr von sich hat hören lassen, den aber die gute Frau, welcher der Begriff Veränderung ganz fremd ist, noch immer im alten Bilbe vor sich sieht. Sie giebt ihrem Sohne einen Brief an den mächtigen Onkel in Petersburg mit, worin sie u. a. schreibt: „Ich schicke mein Herzenskind gerade zu Ihnen und habe ihm streng angefangen, nur ja nicht irgendwo anders abzustiegen. In seiner Unerfahrenheit wäre er vielleicht in irgendeinem Gasthause abgestiegen, aber ich weiß, wie sehr das einen leiblichen Onkel beleidigen könnte; daher wies ich ihm den Weg zu Ihnen. Das wird ein frohes Wiedersehen sein. Stehen Sie ihm mit Ratschlägen bei, mein lieber Schwager, nehmen Sie sich seiner an; ich übergebe ihn Ihren Händen. Er hat ja dort nur Sie allein. Beauffichtigen Sie ihn, verwöhnen Sie ihn nicht gar zu sehr, doch seien Sie auch nicht zu streng gegen ihn; überlassen Sie das fremden Menschen, die werden ihn schon mit Strenge behandeln, aber liebevoll gegen ihn sein — das kann nur ein Verwandter; außerdem ist er selbst zutraulich, sobald Sie ihn sehen, können Sie nicht mehr von ihm lassen. Sagen Sie auch dem Chef, bei dem Laschenka dienen wird, daß er ihn schonender und zartfühlender behandeln möchte; denn er ist sehr schwächlich. Warnen Sie ihn vor den Karten und dem Wein. In der Nacht — Ihr werdet doch wahrscheinlich in einem Zimmer schlafen — hat Laschenka die Gewohnheit, auf dem Rücken zu liegen; deshalb stöhnt und wirft sich das Herzenskind; wecken Sie ihn dann leise auf und machen Sie über ihn das Zeichen des Kreuzes — dann geht es gleich vorüber; im Sommer bedecken Sie ihm den Mund mit einem Taschentuch; er öffnet ihn im Schlaf, und die verdammten Fliegen kriechen ihm dann am Morgen hinein. Helfen Sie ihm auch im Notfall mit Geld“ u. s. w. Man kann sich leicht vorstellen, wie enttäuscht dieses Mutterstöhnchen bei seiner Ankunft in Petersburg wird. Zunächst ist ihm die Stadt ganz ungemütlich. Die schöngestige, verstiegen idealistische Bildung, die er sich bisher erworben hat, paßt gar nicht in dieses nur der Arbeit gewidmete Leben hinein. Er kommt sich wie in einer andern Welt vor, sogar nicht unter Menschen in diesem Häusermeer, wo keiner den andern kennt, wo jeder Schritt Geld fordert. Und erst der Onkel Peter Swanowitsch Abdujew. Dieser hatte sichs zuvor noch überlegt, ob er den ihm auf den Hals geladenen Neffen überhaupt empfangen sollte. Der Brief der

Schwägerin hat ihn Sarkastisch über die einfältigen Provinzler gestimmt, aber er erinnerte sich der Wohlthaten, die sie ihm vor siebzehn Jahren, als er noch nicht der reiche Fabrikherr wie jetzt, sondern am Beginne seiner in strenger Arbeit zurückgelegten Laufbahn war, erwiesen hatte, und empfing den Neffen. Daß Alexander den guten Takt hatte, ihm nicht gleich von der Reise ganz unvorbereitet ins Haus zu fallen, gefällt ihm. Aber sonst wohl wenig. Die sentimentale Zärtlichkeit, das weibische Mitteilungsbedürfnis, die schwulstigen, schöngeistigen Redewendungen, ja selbst die altmodische Kleidung hat er zu tadeln. Alexander fällt aus allen Himmeln. Bisher war er der geistreichste und hübscheste und eleganteste junge Mann in seiner Gegend, ja er schmeichelt sich, ein hoffnungsvoller Dichter zu sein, und der Onkel behandelt ihn so wegwerfend! Nicht einmal umarmen ließ er sich. Endlich fragt dieser: „Warum bist du hergekommen?“ — „Ich bin gekommen, um zu . . . leben.“ — „Leben? Wenn du darunter essen, trinken und schlafen meinst, so war es nicht der Mühe wert, so weit zu reisen. Das alles würde dir zu Hause viel besser gelingen; doch ist es etwas andres, was du meinst, so erkläre dich.“ — „Um das Leben zu genießen, wollte ich sagen,“ setzte Alexander errötend hinzu. „Ich bin des Landlebens überdrüssig — immer das ewige Einerlei . . .“ Der Onkel beweist ihm schließlich daß er nicht wisse, was er wolle, daß er mit seinem geringen Vermögen in Petersburg nicht das „Leben werde genießen“ können, daß er eine Arbeit, eine Anstellung suchen müsse, die er ihm auch verschaffen wolle. „Sage mir, was du verstehst und wozu du dich am meisten berufen fühlst?“ — „Ich kenne die Theologie, das bürgerliche Recht, die Kriminal-, Natur- und Volksgesetze, die Diplomatie, die Reichswirtschaft, Philosophie, Aesthetik, Archäologie“ — „Genug, genug! kannst du aber auch gut russisch schreiben? Vorderhand ist es das Wichtigste.“ — „Welch eine Frage, Onkel! Ob ich russisch zu schreiben verstehe!“ rief Alexander und eilte zur Kommode, wo er verschiedene Papiere hervor suchte. Unterdessen hatte der Onkel einen Brief vom Tische genommen und las ihn. Der Brief enthält die Herzensergießungen des in allen seinen Schwärmereien und ganz besonders im nüchternen Onkel enttäuschten Alexander an den Jugendfreund. Der Onkel findet den Stil passabel, zerreißt aber den Brief, zündet sich eine Zigarre damit an und zwingt den Neffen folgendes Diktat niederzuschreiben, welches uns zugleich in der kürzesten Form dieses zweite Lebensbild der Dichtung vorführt. „Mein Onkel ist weder ein Dämon, noch ein Engel, sondern eben solch ein Mensch wie die andern, nur etwas anders als wir [Alexander und der Freund in der Provinz] beide. Sein Handeln und Fühlen ist irdisch; er meint, daß man sich nicht zum Himmel emporschwingen müsse, da wir auf der Erde leben und zu menschlichen Dingen berufen sind, und da der Himmel unser auch noch nicht bedarf. Deshalb beschäftigt er sich nur mit irdischen Dingen und mit dem Leben, so wie es ist, und nicht, wie wir es haben möchten. Er glaubt an alles Gute und zugleich auch an alles Böse, an das Schöne und Schlechte. An Freund-

schafft und Liebe glaubt er auch, nur nicht, daß sie vom Himmel in den Schmutz herabgefallen sind, sondern meint, daß sie zugleich mit dem Menschen und für den Menschen geschaffen sind, daß man sie auch so verstehen und überhaupt die Dinge, so wie sie sind, nehmen müsse, anstatt in höheren Sphären zu schweben. Zwischen ehrlichen Leuten läßt er die Möglichkeit einer Zuneigung zu, welche durch Gewohnheit und ein längeres Verhältnis sich in Freundschaft verwandelt. Doch denkt er auch, daß fern von einander die Menschen sich gegenseitig vergessen, weil die Gewohnheit dann ihre Kraft verliert, und daß dies auch kein Verbrechen sei. Deshalb versichert er, daß ich dich vergessen werde und du mich. . . . Von der Liebe hat er mit einigen Abweichungen dieselbe Meinung; er glaubt nicht an eine unveränderliche und ewige Liebe, wie er nicht an Gespenster glaubt, und will auch uns diesen Glauben nehmen. Übrigens giebt er mir den Rat, daran so wenig wie möglich zu denken, was ich dir auch rate. Das, sagt er, wird schon von selbst kommen, ohne gerufen zu werden; er meint, daß das Leben nicht darin allein bestehe, und daß die Liebe, wie alles andre, ihre Zeit habe; sein ganzes Leben hindurch nur von der Liebe zu schwärmen, das sei unvernünftig. Diejenigen, welche sie suchen und keinen Augenblick ohne sie auskommen können, leben von ihrem Herzen und noch etwas Schlechterem auf Kosten des Geistes. Mein Onkel liebt zu arbeiten, was er auch mir rät und ich dir; wir gehören der Gesellschaft an, sagt er, die unser bedarf; in der Arbeit vergißt er sich selbst auch nicht; denn die Arbeit schafft ihm Geld, und das Geld den Komfort, den er sehr liebt. Der Onkel denkt nicht immer nur an seinen Dienst und seine Fabrik; er kennt nicht nur Puschkin auswendig.“ „Sie Onkel?“ sagte der erstaunte Alexander. — „Ja, du sollst es einmal sehen. Schreibe: Er liest in zwei Sprachen alles, was in jedem der Zweige des menschlichen Wissens erscheint, liebt die Kunst, hat eine prachtvolle Sammlung von Bildern der flamändischen Schule — das ist sein Geschmack —, er besucht oft das Theater, ohne sich da wie ein Wahnsinniger zu geberden, ohne zu ächzen und zu stöhnen, weil er es für Kinderei hält und weil er der Meinung ist, daß man sich beherrschen und seine Eindrücke nicht jedem aufdrängen müsse. Auch drückt er sich nicht in einer wilden Sprache aus, was er auch uns beiden rät. Lebe wohl, schreibe seltner, verschwende nicht unnütz deine Zeit. Dein Freund so und so. Nun, jetzt das Datum.“

Indes ist der Onkel mehr Charakter als Pädagog. Die brüske Manier, mit der er Alexander zu seiner Lebensart und Anschauung bekehren will, ruft in diesem zunächst nur knabenhaften Trotz wach. Peter Swanowitsch ist ein- sichts- und genug, ihn trotzdem nicht zu verlassen. Er verschafft ihm eine Staats- anstellung, die ihm eine weite Karriere eröffnet, er kommt sogar seinen litera- rischen Liebhabereien entgegen, indem er ihm Journalarbeiten vermittelt, freilich über trockne Landwirtschaftsfragen. Die Erfahrungen des Lebens selbst müssen Alexander zu seines Onkels Ansichten bekehren, und diese Erfahrungen bilden den

poetisch schönsten Teil des Romans. Adujew kann ohne Liebschaften nicht existieren. Er verliebt sich in die schöne Madinka und muß nach einem zweijährigen Werben erfahren, daß sie ihm untreu wird. Sein Jammer wird köstlich geschildert. Über dieser Tändelei hat er seinen Dienst vernachlässigt, doch kehrt er jetzt für eine Weile zur Arbeit zurück. Auch seine literarischen Ideale konnte er nicht lassen; manches Gedicht wird ihm anonym gedruckt; doch als er eine größere Erzählung fertig hat, erfährt er die unbarmherzigste Kritik des Redakteurs. Eine neue Liebschaft mit einer jungen, schönen, schwärmerischen Witwe beschäftigt ihn. Wieder vernachlässigt er Amt und Welt darüber. Doch er, der die Ewigkeit der Liebe einmal enthusiastisch proklamierte, muß nun an sich erfahren, daß man selbst des hingebendsten Weibes überdrüssig wird, wenn man nichts anderes als die Liebe betreibt. Nun zieht er sich, schmollend mit Gott und der Welt, in sein Zimmer zurück. Er giebt jede Liebe, jede Freundschaft, jeden Lebensgenuß, jedes ehrgeizige Streben auf und verbringt die Tage mit Fischangeln und gedankenlosem Brüten auf seinem Divan. Er droht sogar ein schlechter Mensch zu werden, der frühere Idealist ein arger Mädchenverführer, und die Demütigung wird ihm nicht erspart. Gebrochen an Leib und Seele kehrt er heim, aufß Landgut der Mutter zurück. Wie ist diese arme Frau erschreckt über das Aussehen ihres blühend entlassenen Sohnes. Kaum acht Jahre war er fort, und schon zeigen sich eingefallene Augen, Runzeln im blassen Gesicht, und die Haare, sein schönes Seidenhaar — wo sind die hin? Auf dem Gute versucht es Adujew, das Leben der letzten Zeit in Petersburg fortzusetzen: er faulenzet. Aber für die Dauer erträgt er die Langeweile doch nicht, er sucht nach Beschäftigung, und kaum ist die Mutter tot, so eilt er in die Hauptstadt und fängt im Geiste des Dnkels zu leben und zu arbeiten an. Der Erfolg bleibt auch nicht aus, bald prangt ein Orden auf seiner Brust, eine immens reiche Braut stellt sich schließlich auch noch ein.

Der Dichter, der mit seiner „Alltäglichen Geschichte“ die Notwendigkeit und den Wert des Utilitarismus in geistvoller Weise seinen Lesern vor Augen geführt, findet aber in ihm keineswegs die alleinseigmachende Theorie. Sein Held Peter Zwanowitsch muß es an sich selbst erfahren, daß man mit der stetigen Berechnung des eignen Vorteils denn doch nicht für alle Fälle auskommt, daß in jenen freilich weit übertriebenen Gefühlen für Liebe und Freundschaft, die er nachsichtslos an dem jungen Neffen verspottete, ein wahrer Kern, ein berechtigtes Bedürfnis der menschlichen Natur enthalten sei, das zwar irrational unfaßbar, aber nicht minder lebendig wirkend ist. Im Verlaufe der Geschichte hat nämlich Peter Adujew auch geheiratet, ein liebenswertes, zartes, feinfühliges Weib. Sie hat immer zu dem Hohn, mit dem der Dnkel die phantastischen Schwärmerieen des Neffen abfertigte, den Kopf geschüttelt, ist auch wohl zuweilen, Verwirrungen glättend, dazwischen getreten. Ihrem Gatten gegenüber, der sie wie alle nüchtern, berechnend, wenn auch immer edelmännisch behandelte, konnte sie sich jedoch zu

keinerlei Selbständigkeit aufschwängen. Sie mußte ihre Gefühle, ihre Wünsche in sich verschließen. Auf die Dauer aber konnte ihr dieses Leben nur zum Schaden gereichen, und eben als Peter Staatsrat, Exzellenz geworden ist, ja im Begriffe steht Geheimrat zu werden, muß er sich vom Arzte sagen lassen, daß es um seines Weibes Gesundheit sehr bedenklich stehe und nur eine Reise ins Ausland, ein mildes Klima sie retten könne. Und der Dichter liebt seinen energischen Helden zu sehr, um ihn nun nicht auch von der Gemütsseite als ganzen Mann zu zeigen. Peter ist gleich entschlossen, von allen Ämtern und Würden Abschied zu nehmen und sich ganz seiner tiefgeliebten Frau zu widmen. Da als ihm nun in seinem Schüler und Neffen ein Abbild seiner selbst entgegentritt, schämt er sich dessen vor seiner edleren Frau. Mit diesem heitern und feinsinnigen Zuge schließt der Roman.

Der andre Roman „Oblomow“ hält, so schöne und poesievolle Einzelheiten er auch aufweisen mag, gegen dieses alle Kreise der russischen Gesellschaft umspannende geistreiche Gemälde den Vergleich nicht aus, und man verwechselt den ästhetischen mit dem kulturhistorischen Standpunkte, wenn man das jüngere Werk dem älteren vorzieht, weil die „Oblomowerei“ zum sprichwörtlichen, selbstironisierenden Stichworte der Russen geworden ist. „Oblomow“ zeigt uns den Autor, der auch hier wieder die höchste künstlerische Objektivität in der Darstellung bewahrt, viel bitterer und pessimistischer gegen den Krebschaden seines Volkes gestimmt, gegen den unthätigen Fatalismus, der alles gehen läßt, wie es will, als die „Alltägliche Geschichte.“ Dieselben Motive, dieselben Charaktere kehren wieder, aber sarkastischer, unveröhnlicher geschildert. Das macht die Lektüre des Romans zuweilen zur wahren Pein, denn der Autor weiß sich kein Maß in der minutiösen Genauigkeit seiner Schilderungen anzulegen. Lesen wir doch die ersten zweihundert Seiten, und der Held hat noch immer nicht das Bett verlassen.

Slja Mjitsch Oblomow ist, wie Alexander Adujew, der Sohn eines (diesmal wohlhabenden) Gutsbesizers der Provinz. Und in einem gleichen Schlaraffenleben ist auch er erzogen worden, nur ging es in seinem Vaterhause noch fauler, noch verschlafener, noch elendiglich kleinlicher zu. Der Knabe wurde als Mutter söhnchen verzogen, blieb stets von der Wärterin begleitet, dann von einem erzfaulen Schlingel von Kammerdiener, Sachar, einer köstlich geschilderten Figur. Oblomow hat nie mit andern Knaben frei spielen dürfen, zum Lernen wurde er aus Überzärtlichkeit nie streng angehalten, an seinem einfältigen Vater hat er auch kein gutes Beispiel gewinnen können, dieser brachte seine ganze Lebenszeit nach altererbter Sitte mit Essen und Trinken, mit Schlafen und Räsonniren auf seinem Gute zu; um die Wirtschaft kümmert er sich nicht, und selbst wenn das Haus ihm über den Kopf zusammenfiel: das war Sache des Verwalters, auch nicht ums Gut, nicht um die Ernte, um garnichts. Aus einfältiger Trägheit läßt er sich von allen betrügen, er rechnet nicht nach, wenn

der Verwalter ihn auch um die Hälfte des Einkommens kürzen wollte; alles ist Gottes Wille. Dieser langweilige, handlungsunfähige, echt slawische Fatalismus ist in Oblomow verkörpert. Auch er kommt nach Petersburg und tritt in ein Amt ein, wo flinke Arbeit gefordert wird; er giebt es aber bald auf, eine Karriere zu machen, und da ihn sein Einkommen zum Geldverdienen nicht absolut zwingt, so zieht er sich in gleichgiltiger Entfagung von allen Freuden und Pflichten der Gesellschaft auf seine vier Wände zurück. Die Zeit verbringt er mit schlummerndem Hinbrüten auf seinem Sofa, was er „Denken“ nennt. Ein Buch zu lesen ist eine Arbeit, die er nach zwei Seiten aufgibt, einen Brief zu schreiben ist ein ganzes Ereignis für ihn, weil es ihm sowohl an Tinte als an Papier fehlt. Er ist so willenlos, daß er sich von seinem schurkischen Kammerdiener und von andern Schmarozern an allen Ecken und Enden befehlen läßt. Er hat nicht die Kraft, sich selbst anzukleiden, selbst die Strümpfe müssen ihm aus- und angezogen werden. Die Wohnung wird ihm gekündigt, und eine neue suchen zu müssen, bringt ihn zur Verzweiflung. Dabei ist er im Grunde gutmütig, eine edle Seele, auch begabt, hat über Poesie ein feines Urtheil, auch beurteilt er die Menschen ganz richtig, nur selbständig, selbstthätig zu sein, einen Willen zu haben, versteht er nicht. Er hat einen Jugendfreund, der ihm schon in der Schule die Pensa machen half, der Sohn eines nach Rußland zuerst als Hauslehrer verschlagenen Deutschen, der dann eine Russin geheiratet hatte und als Verwalter unermüdlich thätig auf dem Gute des Herrn sitzen blieb. Dieser Schulfreund, Reinhard Stolz, hatte inzwischen seinen Weg gemacht, wurde Direktor einer großen Unternehmung und ist im Gegensatz zum unbeweglichen Oblomow immer auf Reisen. Stolz versucht es nun, Oblomow aufzurütteln, in ein thätiges Leben hineinzuziehen. Einen Augenblick lang wird er auch in der That elektrisirt, er liebt Stolz aufrichtig, giebt ihm Recht, es nützt aber doch nichts. Der Arzt hatte dem Trägen ernstlichen Schaden an seiner Gesundheit als Folge seiner Lebensweise angekündigt, er solle reisen, Bäder besuchen, Italien, Agypten sehen, Stolz will ihn mit sich nehmen nach London, nach Paris — Oblomow ist ganz einverstanden damit und trifft einige Vorbereitungen dazu, bleibt aber am Ende doch zu Hause, aus Scheu vor den Unbequemlichkeiten der Reise. Stolz macht ihn mit einem feinen, edeln weiblichen Wesen bekannt, Olga entzückt ihn mit ihrem tief empfundenen Gesange, sie interessirt sich für ihn, der naiv und ehrlich auftritt. Oblomow verliebt sich, wie es scheint, leidenschaftlich in Olga. Diese kommt ihm entgegen, trachtet ihrerseits ihn aufzurütteln, sie thut alles mögliche, was nur ein edles Weib thun kann, einen Mann zu ermutigen, zu begeistern. Oblomow ist nun vor die Pflicht gestellt, nicht etwa zu arbeiten, nein, denn sein und ihr Vermögen kann sie beide der Geldsorge entheben, sondern nur die unumgänglichen Vorkehrungen für die Heirat zu treffen, bei den Behörden vorzusprechen, sein Gut in bessere Hände zu geben und dergleichen Dinge mehr. Auch dies aber

ist zu schwer für ihn, auch dies eine Last, unter der er zusammenbricht! Mit der ganzen klaren Selbsterkenntnis und Ehrlichkeit solcher Naturen erklärt Oblomow seiner Olga, daß sie ihn doch nicht lieben könne, er sei ihrer unwert u. s. w. Das edle Mädchen muß erkennen, daß es in Wahrheit der eignen Weiblichkeit, die selbst ein Bedürfnis nach männlicher Stütze habe, zu viel zugemutet habe, und wir finden es nur gerechtfertigt, daß sie dann Stolz heiratet, um mit ihm glücklich zu werden. Indessen wird Oblomow immer älter, zugleich werden die Erinnerungen seiner Jugend stärker, und ein Leben, wie es seine Eltern auf ihrem Gute geführt haben: ein feines Essen, viel Schlafen und wenig Denken, ein bißchen Klatschen und im übrigen teilnahmslos zum Fenster hinausschauen, erscheint ihm als das wahre Lebensideal. Das ist die „Oblomowerei.“ Und die tiefe Ironie des Dichters gewährt ihm auch diesen höchsten Wunsch. Oblomow findet ein Weib, drall und dumm, aber unendlich gutmütig und Meisterin der Kochkunst. Sie wird seine Wirtschaftlerin, ja er heiratet diese Witwe samt ihren Kindern, da sie ihm die Oblomowerei so herrlich gewährt. Und nun liegt er wieder zu Hause, auf dem Divan, konferirt vormittags stundenlang über den Speisezettel, dann legt er sich schlafen, geht ein wenig im Garten spazieren, nimmt wieder Anteil an der Sorge fürs Abendessen, u. s. f. mit Grazie, bis ihn eines Tages ein sanfter Schlag rührt und ihn von der Pflicht zu leben erlöst. Wäre Stolz nicht, der sich der Verwaltung seiner Güter uneigennützig angenommen hat, wer weiß, Oblomow hätte sich noch all sein Hab und Gut nehmen lassen, wie er sich überhaupt schon um einen Teil seiner Einkünfte hat pressen lassen. Und in dem Schicksale des ganz zur Oblomowerei gehörenden Kammerdieners zeigt uns der zürnende Dichter, wohin es mit ihr kommt: Sachar finden wir als jämmerlichen Bettler an den Kirchenthüren hocken.

„Oblomow“ ist wohl die beißendste Satire auf die Schwächen des slawischen Volkscharakters, die wir kennen, interessant für den, der sich speziell für diese Literatur interessirt, peinlich für den, der in einer Romandichtung Unterhaltung sucht.

Innsbruck.

Moriz Necker.

